

Veränderungen der Sitten und Gebräuche in Bern seit der Mitte des 19. Jahrhunderts

Autor(en): **Rodt, E. von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde**

Band (Jahr): **22 (1926)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-187534>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Veränderungen der Sitten und Gebräuche in Bern seit der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Von Architekt Ed. von Rodt.

Unverkennbar begründen sich die grossen Lebensveränderungen innerhalb des jetzigen Geschlechts, einerseits in der starken Zunahme der Stadtbevölkerung, anderseits im Verschwinden mancher einst gebräuchlichen Sitten und Gewohnheiten.

So war es bis vor wenigen Jahrzehnten polizeilich verordnet, während der Predigt im Münster die Kirchgasse und den Münsterplatz durch Ketten abzuschliessen, um das störende Wagengerassel zu vermeiden. Man hiess deshalb das Eckhaus Kreuzgasse-Kirchgasse, welches einem Zweig der Familie von Diesbach angehörte, das Diesbachkettenhaus.

Das „Leidabnehmen“ vor dem Haus des Verstorbenen wurde ungebräuchlich. Es bestand darin, dass die nächsten Verwandten, vor der Haustür des Verstorbenen stehend, allen Befreundeten die Hand reichten, welche sich dann entblössten Hauptes in langer Reihe in der Laube aufstellten, bis der Sarg abgeführt wurde. Kränze und Blumen auf demselben waren meist nur bei jüngern Verstorbenen gebräuchlich. Das den Sarg bedeckende schwarze Tuch trug, wie jetzt noch bei den Burgern, das Wappen ihrer Gesellschaft. Die Bewohner unterhalb des Münsterkirchgässleins, später unterhalb des Zeitglockens, wurden in dem jetzt zur Promenade umgewandelten Rosengarten bestattet, während die oberhalb Wohnenden ihre Ruhestätte im Monbijou-, später auf dem Bremgartenfriedhof fanden. Auf diesem Friedhof wurde im Jahre 1855 eine Leichenhalle und später ein Krematorium errichtet. Vor Einführung der Geleisetransporte führte bis 1891 ein Pferdeomnibus von der Nydeckbrücke bis zum Inselspital.

Vor Erstellung der Eisenbahnlinie Bern—Thun fuhr an Markttagen ein grosses Schiff, die sogenannte Kalberflott, auf der Aare von Thun nach Bern herunter und brachte Menschen und Vieh bis zum Landungsplatz bei der Schifflaube an der Matte. An einem Sonntag sah ich von der Plattform aus eine

Kompanie Scharfschützen in diesem Schiff die Aare herunterfahren. Das Schiff wurde vom Strom nach der Schwelle gezogen, so dass manche Insassen glaubten, es werde umkippen und sprangen in den Fluss. Unter diesen Regierungsstatthalter Armand von Werdt. Doch das Schiff glitt unbeschadet über die Schwelle und landete auf der gegenüberliegenden Kiesbank. Ich erinnere mich noch, die Enthauptung Kläntschis durch Scharfrichter Moser von Ins am 9. Dezember 1861 mitangesehen zu haben. Er war der letzte Verbrecher, der in Bern zur Todesstrafe verurteilt worden war.

Aus den Gärten hinter der Schiffflaube an der Matte hörte man das Gequike der dort abgestochenen Schweine, welche Schlächtereien mit Erbauung des Wylerfeldschlachthofes verboten wurde.

Hauptsächlich während der Messzeiten belebten sich die Gassen mit allerlei ungewöhnlichen Erscheinungen. So besuchten neapolitanische Dudelsackpfeifer die Stadt und liessen ihre wenig melodisch klingenden Töne vernehmen. Auch sah man Bären, die von einem Aeffchen begleitet wurden, welche in den Gassen gegen eine freiwillige Gabe ihre Kunststücke vorführten. An den von Blinden und Invaliden gespielten Drehorgeln war kein Mangel, aber mit der Zunahme der Stadtbevölkerung mussten solche Schaustellungen wegen Verkehrshindernis abgestellt werden, und man begnügte sich mit dem Ostermontagsumzug und dem Schwingen auf der kleinen Schanze. Nur noch das Eiertüpfeln unter der Kornhaushalle am Ostermontag hat sich bis zum heutigen Tage erhalten. Noch vor wenigen Jahrzehnten brachte der Ausrufer etwas Leben in die stillen Gassen. Nachdem er seine Anwesenheit vermittels einer Glocke verkündigt hatte, liess er seine Stimme erschallen um Marktpreise, verlorene Gegenstände und Personen unbekanntem Aufenthalts auszurufen. Ich erinnere mich noch, dass er u. a. Marie Zündel, welche sich von Hause entfernt hatte, als unbekanntem Aufenthalts ausrief.

Noch gab es allerlei Originale in der Stadt, u. a. einen Bürger namens Lauterburg, der mehrere Brillen übereinander trug, und dem wir als Knaben Laubemuni-Hobelbank nachriefen. Auch Röseler war eine stadtbekanntere Persönlichkeit, er

trug meist eine Blume im Knopfloch. Zu den Originalen gehörte der bengalische Tiger, der in holländischen Diensten gestanden hatte und in der Anstalt Kühlewil vor ungefähr 30 Jahren starb. Ein harmloser Mensch war der sogenannte Vaterlandsvertäfelner, welcher eine Phantasieuniform trug und sich dadurch dem Spotte der Kinder aussetzte.

Gesellschaftlich sah man sich viel häufiger als heute, aber es waren einfache Soireen, in denen man Whist spielte. Serviert wurde dabei eine Platte mit Süßigkeiten und Wein in Malagagläsern. Die sogenannte grosse Societät (im Hôtel de musique) wurde vom Patriziat zum Zeitungslesen sowie zum Billardspiel besucht, während das Gesellschaftsmuseum mehr von den bürgerlichen Kreisen benützt wurde.

Einen originellen Anblick boten bis in die siebziger Jahre die grossen Visitenlaternen. Keine anständige Dame wäre abends ausgegangen, ohne sich von einem dienstbaren Geist eine Laterne vorantragen zu lassen. Als aber die Stadt eine bessere Gasbeleuchtung erhielt, verschwanden die Laternen, welche die Dienstmädchen nur widerwillig getragen hatten, da sie oft den Spott der Passanten hören mussten. In einem Fall aber machte das eine Ausnahme, nämlich wenn ihre Herrinnen ins alte Stadttheater gingen. Schon um 9 Uhr stellten sich die Mägde mit der Laterne vor dem Musentempel auf und erhielten die Erlaubnis, gratis auf der obersten Theatergalerie, dem sogenannten „Juhe“, den letzten Akt mitanzusehen zu dürfen.

Stark besucht wurden auch die im alten Theater abgehaltenen Maskenbälle, für welche ein provisorischer Holzboden von der Mittelloge bis zur Bühne hergerichtet wurde. Vor der Bühne war die Musik und das Stehparterre. In letzterem ging es oft in den Pausen und sogar während der Aufführungen recht lebhaft zu, und laut vernehmbare, mehr oder weniger geistreiche Witze waren keine Seltenheiten.

Die häuslichen Einrichtungen waren einfacher als heute, da man von stilgerechten Zimmerausstattungen noch wenig kannte. Fensterscheiben, wie auch Spiegel, waren oft aus mehreren Stücken zusammengesetzt, da man die Kunst noch nicht kannte, grosse Glasplatten zu erzeugen. Dunkle oder doppelte

Vorhänge anzubringen war wenig gebräuchlich, ebensowenig das Aufhängen von Portieren an Zimmertüren. Ein grosser Fortschritt der neuen Zeit ist die Art des Feueranzündens, indem bis vor zirka 70 Jahren das Streichholz unbekannt war. Vorher bediente man sich eines Stahls mit Feuerstein und Schwamm. Ein Stücklein Schwamm wurde an den Feuerstein gehalten und dann mit dem Stahl so lange an der Schärfe des Steines heruntergeschlagen, bis der Schwamm an einem Funken Feuer gefangen hatte, um ihn dann zum Entzünden eines Schwefelholzes zu benützen. Vor zwei bis drei Menschenaltern galt noch eine Repetieruhr als wünschenswerter Besitz. Dieselbe schlug auf einen Druck ihres Bügels die Stunde, so dass man, ohne Licht anzuzünden, erfahren konnte, wieviel Uhr es sei.

Die Art der Bekleidung hat auch mancherlei Veränderungen erfahren. Die Konfektionsgeschäfte sind neuern Ursprungs. Die Schneider handelten noch nicht mit Stoffen. Wer eine neue Kleidung nötig hatte, liess sich vom Schneider das Mass nehmen und den Bedarf an Zeug angeben. Dann ging man in den Tuchladen und wählte dort den Stoff selber aus. Damit letzterer durch die Nässe nicht eingehe, wurde er dekatiert, was auf Verlangen der Tuchhändler selber besorgte. Dann erst wurde er dem Schneider zugestellt. Vorsichtige Leute wogen das Tuch vorher ab, um festzustellen, ob der Schneider nicht zuviel „in die Hölle“ fallen liess. Der Frack war noch weit mehr herrschende Mode als heute; ältere Herren erschienen in Gesellschaft stets in einem solchen. Die Beinkleider wurden bereits lang getragen. Die Mannigfaltigkeit der Ueberzieher kannte man nicht, wohl aber den meist dunkelblauen Radmantel, der in der Regel wenigstens einen über denselben herabhängenden Kragen besass und den man gewöhnlich fürs ganze Leben trug. Die Hemdkragen, in einer breiten Krawatte sitzend, waren in die Höhe gerichtet und wurden deren steifen Spitzen wegen als Vaternörder bezeichnet. War man über die Studentenjahre hinaus, so blieb der Zylinderhut die einzige anständige Kopfbekleidung; erst um 1850 kamen die mannigfaltigen Hutformen auf. Weisse Taschentücher waren für Herren ungebräuchlich. Hohe Ab-

sätze trug nur der, welcher grösser erscheinen wollte. Hauben pflegten Frauen weit früher als heute zu tragen, wie dies schon die Redensart: „unter die Haube zu kommen“ bezeugt. Auch die Redensart: „unter die Haube kommen“ bezeugt. Auch lüge Handel mit falschen Zöpfen, wie er in der Neuzeit blüht, war unbekannt. Junge Mädchen trugen oft Schmachlocken hinter den Ohren, für ältere Damen waren Locken von gefärbter Seide nicht ungebräuchlich. Für Männer kam erst im Jahre 1848 die Sitte auf, den Vollbart zu tragen. Jeder echte Volksmann liess sich, zum Beweis seines „Männerstolzes vor Königsthronen“, den Bart wachsen. Die Pelzmuffe der Damen waren früher viel grösser als jetzt. Zum Schmuck waren Goldsachen sehr beliebt, u. a. grosse Siegelringe für Herren, während Damenbroschen erst später getragen wurden. Das Geld, welches man bei sich führte, bewahrte man in einem Geldbeutel auf, den man an zwei Schnüren mittels Ringen zusammenzog. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden Geldtaschen üblich. Die Regenschirme waren so gross, dass zwei Personen darunter Platz fanden. Ihre Gestelle waren plump, die Rippen von Fischbein oder Meerrohr, unten mit messingener Spitze versehen. Zu Anfang der 1850er Jahre erschienen die En-tout-cas-Ombrellen. Um 1840 kamen Ueberzieher in Aufnahme, welche durch Gummi wasserdicht gemacht waren und „Mackintosh“ genannt wurden. Im Hause stand die Frau dem Hauswesen vor und trug als Zeichen ihrer Würde am Gürtel einen Schlüsselhaken. Auch das Nähen war beschwerlicher, indem keine Nähmaschine diese mühevollen Arbeit erleichterte. Dieselbe wurde von einem Amerikaner 1845 erfunden. Bei leichteren Erkrankungen galt der Kamillentee als Hauptmittel. Wer die Luft im Zimmer reinigen wollte, goss Essig auf eine heissgemachte Schaufel. Ein sehr beliebtes Geschenk war eine schöne Tasse mit goldener Inschrift oder einer Landschaft geschmückt. Zum Schreiben diente vor der Stahlfeder die Gänsefeder, die oft geschnitten werden musste. Das Schneiden derselben war nicht ganz leicht, denn sie wurde bald wenig brauchbar. Man entschuldigte sich daher am Schlusse des Briefes oft wegen der schlecht geschriebenen Schrift. Ein Brauch, der vor zwei bis drei Menschenaltern nur zu Hause geübt wurde, war das Ta-

bakrauchen aus Porzellan- oder silberbeschlagenem Meerschampfeifenkopf. Ich erinnere mich noch, das aber längst nicht mehr befolgte Verbot an einem Pfeilertor der Plattform gelesen zu haben, dass nach einer bestimmten Morgenstunde hier nicht mehr geraucht werden dürfe. Die Sitte des Schnupfens hatte eine weit grössere Verbreitung als heute; wertvolle Dosen waren ein beliebtes Geschenk. Noch wenig entwickelt war die Reklame durch Schaustellungen hinter den Magazinfenstern. Niemand dachte daran, durch prunkvolle Auslagen das Publikum anzuziehen. Die Strassenbeleuchtung war noch sehr dürftig durch an Ketten über die Gassen gehängte Laternen; für ihr Erlöschen sorgte das Mass des am Morgen aufgegossenen Oeles. An Pfingsten wurden die Kinder konfirmiert, die Knaben in schwarzem Frack und Zylinderhut, die Mädchen in weissen Schleiern. In Bern war die deutsche Sprache mit französischen Einlagen sehr gebräuchlich, jedenfalls aus der Zeit stammend, in der das Waadtland bernisch war, und vom Militärdienst in Frankreich begünstigt wurde. Die früher beliebten, in schwarzem Papier ausgeschnittenen Silhouetten wurden durch den Photographen verdrängt.

Im grossen und ganzen lebt man im allgemeinen heute besser als früher. Die schwerste Arbeit, einst von Menschenhand verrichtet, besorgt jetzt die Maschine.

Zwei Berichte von Saanern über die schweizerische Grenzbesetzung bei Basel 1792.

Mitgeteilt von Rob. Marti-Wehren.

a) Beschreibung der Gemeineidgenössischen Truppensendung nach Basel 1792.

(Aus der Saanerchronik des Feldschreibers Christian Gander, 1759—1836)

So klein das Schweizerland ist, so merkwürdig ist nicht nur die Höhe und Ansicht seiner Gebirge, sondern vornehmlich auch die Geschichte und die Verfassung des Volkes. Unter so vielen Segnungen Gottes ist wohl eine der herrlichsten, daß seit drey Jahr Hunderten dieses kleine Land von auswär-